

**Große Brückenbauer nach Asien
Richard Wilhelm und Hermann Bohner
Ein bekannter und ein fast unbekannter Schwiegersohn Christoph Blumhardts
Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Tübingen)**

Wer sich in Deutschland für das geistige China interessiert, wer je den Drang verspürt haben sollte, die klassischen Werke chinesischer Philosophie zumindest in deutscher Sprache zu studieren, wird immer wieder auf einen Namen stossen. Er glänzt bis heute, wenn von der Weisheit des Alten China die Rede ist. Denn er hat sie alle übersetzt: die „Gespräche“ des Konfuzius, die Sprüche Laotses, Dschuang Dsis „Das wahre Buch vom südlichen Blütenland“ und das „I Ging“, um nur die wichtigsten Titel zu nennen, Ausgaben, die bis heute lieferbar sind und seinen Namen groß gemacht haben. Die Rede ist von **Richard Wilhelm** (1873-1930), einem der grössten deutschen Sinologen des 20. Jahrhunderts.

1873 in Stuttgart geboren, hatte Wilhelm zunächst zwischen 1891 und 1895 in Tübingen evangelische Theologie studiert, war dann aber nach der Ordination und zwei Jahren Vikariatszeit in ländlichen Gemeinden im Januar 1897 nach Boll gekommen. Er soll den erkrankten Pfarrer Theophil Blumhardt vertreten, der hier zusammen mit seinem Bruder Christoph als Pfarrer tätig ist. Die Begegnung mit Christoph Blumhardt aber hat weichenstellende Bedeutung für den jungen Theologen. Mit diesem Pfarrer sei ihm, wird er einmal schreiben, „endlich einmal ein Mensch“ in sein Leben getreten, „in dem Gottes Kraft wirksam geworden“ sei. Ausserdem lernt er die Blumhardt - Tochter Salome (1879-1958) kennen, damals gerade 18 Jahre alt, und verliebt sich in sie. Im Jahr 1900, schon in China, wird er sie heiraten. Sie selber wird dem Lebenswerk ihres Mannes durch eine Biographie unter dem programmatischen Titel „Richard Wilhelm. Der geistige Mittler zwischen China und Europa“ 1956 ein Denkmal setzen.

Christoph Blumhardt spielt auch für den Wechsel Wilhelms nach China eine wichtige Rolle, hatte sich sein späterer Schwiegersohn dem amtskirchlichen Betrieb der württembergische Landeskirche doch ebenso weit zu entfremden begonnen wie sein Mentor in Boll. Wilhelm ergreift denn auch die Chance, Deutschland hinter sich zu lassen und in China neu anzufangen, als er 1898 eine Anzeige des „Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins“ (AEPM) entdeckt, der für das deutsche „Schutzgebiet Kiautschou“ im Nordosten Chinas einen Pfarrer und Missionar sucht. Im Mai 1899 tritt Wilhelm dort an, ermutigt von seinem Schwiegervater, eine ganz neue Art der „Missionsarbeit“ zu treiben, und dies aus politischen wie theologischen Gründen. Verfolgen können wir diesen Prozess durch die Briefe, die von Boll nach

Kiautschou (heute: Tsingdao) gehen. Sie sind ein einzigartiges Quellenwerk deutscher „Missionsgeschichte“, 1958 unter dem Titel „Christus in der Welt. Briefe an Richard Wilhelm“ erstmals publiziert.

Selbstverständlich weiß der sozial- und kirchenkritisch engagierte Christoph Blumhardt, dass es sich beim sogenannten „Schutzgebiet“ um ein den Chinesen erst 1898 abgepresstes Beutestück des deutschen Kolonialismus im wilhelmischen Zeitalter handelt. Man will dem deutschen Chinahandel den nötigen militärischen „Schutz“ verschaffen und hat machpolitisch eine Schwäche des im Verfall befindlichen chinesischen Kaiserreichs ausgenutzt. Daran lässt Blumhardt in seinen Briefen an Wilhelm keinen Zweifel. Es geht nicht in erster Linie um das Wohl der Chinesen, sondern um nackte ökonomische und strategische Interessen Deutschlands. Kein Zweifel auch daran, dass der Kolonialismus durch einen kirchlichen Missionarismus flankiert wird. Auch er hat nicht primär die Verbesserung der sozialen Lage der einheimischen Bevölkerung im Blick, sondern die Durchsetzung kirchlicher Interessen: Bekehrung zum „wahren Glauben“, Taufen, Gemeindegründungen.

Entsprechend scharf fällt in Blumhadts Briefen an Wilhelm die Verurteilung von Kolonialismus und Missionarismus aus. Es müsse mit ihm, Wilhelm, wenn er jetzt in China tätig sei, „Christus kommen, der die Lebensfrage“ der betroffenen Menschen vor Ort löse, „nicht die Religionenfrage“. Es komme ja mit ihm „keine Kirche“, sondern „das Evangelium“. Will sagen: Aufgabe eines „Missionars“ ist nicht die Interessenwahrung der Institution Kirche, sondern die Förderung des Wohls der Menschen im Geiste des Evangeliums, von Menschen, die in ihrer großen Masse „Proletarier“ sind, Bedürftige, sozial Marginalisierte, Ausgebeutete. Das ist die wahre „Taufe“ auf den Namen Jesu Christi, eine „Taufe ohne Wasser“! „Du stehst an einem Wendepunkt der Missionsgeschichte“, schreibt Blumhardt an Wilhelm, „und darfst nicht in päpstliche Fahrwasser kommen durch Gemeindebildung nach bisheriger Art“.

Wilhelm hält sich denn auch an den Rat seines Schwiegervaters und gibt nach nur kurzer Zeit sein Amt als Pfarrer und Missionar auf. Einen Chinesen getauft hat er nie, wird es später von ihm heissen. Stattdessen treibt Wilhelm zwei Dinge voran: die Sozial- und Bildungsarbeit durch den Bau von Krankenhäusern und Schulen sowie die Kulturarbeit. In relativ kurzer Zeit erlernt er das Chinesische und beherrscht es derart gut, dass er sich an die Übersetzung chinesischer Klassiker wagen kann. Er hatte begriffen, dass man die „Seele Chinas“ (so der Titel seiner Lebenserinnerungen von 1926) nur von Sprache und Kultur her erfassen können. Schon 1910, gut zehn

Jahre nach seiner Ankunft in China, kann er im Jenaer Verlag Eugen Diederichs seine Übersetzung der „Gespräche“ des Konfuzius vorlegen. Nur ein Jahr später folgen das „Taoteking“, dem legendären Begründer des Taoismus, Laoste, zugeschrieben und Liä Dsis „Das wahre Buch vom quellenden Urgrund“. Und noch einmal nur ein Jahr später ein weiterer daoistischer Klassiker: Dschuang Dsis „Das wahre Buch vom südlichen Blütenland“ (1913). Wahrhaft eine Kreativitätsexplosion. Aus dem Mann, der als Missionar Europas in China angetreten war, ist nun immer stärker ein „Missionar“ Chinas in Europa geworden, dessen Übersetzungen von Werken uralter, außereuropäischer Weisheit in einer Zeit des Selbstzweifels Europas kurz vor Ausbruch des 1. Weltkriegs ihre Wirkungen nicht verfehlen.

Aber Wilhelm wird auch Zeuge epochaler politischer Umbrüche. Den Sturz des Jahrtausende alten chinesischen Kaiserreichs (1911/12) erlebt er ebenso hautnah wie den Verlust des deutschen „Schutzgebietes“ durch den japanischen Imperialismus nach Ausbruch des 1. Weltkriegs. Schon im November 1914 müssen die deutschen Verteidiger der Übermacht der Japaner weichen. Tausende werden als Kriegsgefangene nach Japan verbracht, leben dort in verschiedenen Lagern und werden teilweise erst 1920 aus der Gefangenschaft entlassen. Und Wilhelm? Zwar kann er auch unter japanischer Besatzung seine schulische und krankenflegerische Arbeit fortsetzen, aber sein Wirkungsgebiet ist vom übrigen China nun isolierter denn je. Mit der Folge, dass sich die deutsche Kolonie nach 1919 allmählich auflöst. Im Sommer 1920 kommt auch für Wilhelm das Ende. Zusammen mit seiner Frau und seinen vier Söhnen kehrt er nach Deutschland zurück.

Er kann nicht ahnen, dass er nur noch 10 Jahre zu leben hat. Aber in diesen Jahren entfaltet er eine rastlose und erfolgreiche Tätigkeit auf politisch-diplomatischem, wissenschaftlichem, wissenschaftspolitischem und publizistischem Terrain. Schon 1921 kann er nach China zurückkehren, um als wissenschaftlicher Berater für die deutsche Gesandtschaft in Peking tätig zu werden. Auch zum neuen, republikanischen China entwickelt er beste Beziehungen. 1924 gelingt ihm der lang erhoffte Einstieg in die Welt einer deutschen Universität, als Wilhelm an die Universität Frankfurt/M. auf eine Professur für Chinesische Geschichte und Philosophie berufen wird, gekrönt von der Gründung eines (bis heute bestehenden) China-Instituts in Frankfurt, das Wilhelm im November 1925 mit einer programmatischen Rede „Ost und West“ eröffnen kann. Weiter geht auch eine ungemein produktive publizistische Tätigkeit über ein breites Spektrum chinesischer Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur. Heraus ragen dabei seine Übertragung des „I Ging. Buch der Wandlungen“ 1924 und

eine gemeinsame Publikation mit dem Schweizer Tiefenpsychologen Carl Gustav Jung unter dem Titel „Das Geheimnis der Goldenen Blüte. Ein chinesisches Lebensbuch“ (1929).

Als bei Wilhelm nur ein Jahr später eine tückische Tropenkrankheit diagnostiziert wird, wird er von Frankfurt in die Tropenlinik nach Tübingen verlegt. Doch auch hier kommt jede Hilfe zu spät. Wilhelm stirbt am 1. März 1930, erst 57 Jahre alt, und findet sein Grab dort, von wo der „in die Welt“ aufgebrochen war: in Bad Boll. Seine Frau Salome hat ihn um 28 Jahre überlebt und ruht seit 1958 an seiner Seite in einem Grab, das schon durch seine eindrucksvolle chinesische Gestaltung alle anderen Gräber auf dem Friedhof in Bad Boll überragt: Auf einer am Boden liegenden, etwas erhöhten, hellen, runden Steinplatte erhebt sich eine große steinerne Kugel, in welche die Namen Richard und Salome Wilhelms eingraviert sind. In die runde Steinplatte sind acht Zeichen eingelassen, Linienkombinationen dreigliedriger Art. Ein durchgezogener Strich wechselt sich mit jeweils zwei unterbrochenen Strichen ab. Acht Zeichen. Sie bilden die Grundtrigramme des uralten chinesischen Weisheitsbuches „I Ging“.

II.

Ist Richard Wilhelm ein Brückenbauer in die Welt Chinas, so gibt es einen weiteren Schwiegersohn des charismatischen Christoph Blumhardt, dessen Name heute freilich nur wenigen „Eingeweihten“ bekannt ist, Spezialisten der Japanologie. Doch derart im Schatten zu stehen, hat dieser Mann nicht verdient. Denn seine kulturvermittelnde Bedeutung ist nicht geringer als die Richard Wilhelms. Was Wilhelm nämlich für China ist, ist **Hermann Bohner** (1884-1963) für Japan.

Bohner stammt aus einer Familie traditioneller Missionare. Und da sein Vater ab 1863 für die Basler Mission an der „Goldküste“ (heute: Ghana) tätig ist, kommt Bohner 1884 dort zur Welt: in Abokobi. Aufwächst er allerdings in der Schweiz und in Deutschland: Missionsschule in Basel, Gymnasien in Lörrach und Speyer, Universitäten in Tübingen und Halle. Doch obwohl er 1907 die Theologische Dienstprüfung abgelegt, strebt Bohner nicht den Pfarrer-, sondern den Lehrerberuf an. Nach Studien in Straßburg legt er 1912 die Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen für die Fächer Religion, Hebräisch und Deutsch ab. Es folgt ein Jahr Unterrichtspraxis im thüringischen Landerziehungsheim Haubinda, dann kommt es 1914 zu einer einschneidenden Veränderung in seinem Leben. In diesem Jahr promoviert Bohner an der Universität Erlangen im Fach Philosophie, und noch im selben Jahr sieht man ihn auf dem Weg

nach Tsingdao. Die Arbeit des 11 Jahre älteren Richard Wilhelm hatte ihn beeindruckt und so hatte er sich beim AEPM um eine Stelle beworben.

Doch kaum hatte Bohner seine Lehrtätigkeit am Deutsch-Chinesischen Seminar aufgenommen, bricht im August 1914 der 1. Weltkrieg auch über Tsingdao herein. Bohner gehört zu dessen Verteidigern gegen die Japaner und zahlt dafür einen hohen Preis: fünf Jahre Kriegsgefangenschaft in Japan. Bohner wird auf der Insel Shikoku interniert, zuerst in einem Lager in Matsuyama, dann in Bando. Doch der promovierte und sprachbegabte Philologe nutzt die Zeit und bringt sich im Selbststudium Japanisch bei, was seinen weiteren Lebensweg entscheidend bestimmen sollte. Denn nachdem Bohner 1920 wie viele andere Deutsche aus der japanischen Gefangenschaft entlassen wird, fährt er zunächst nach Tsingdao in der Hoffnung, dort die Nachfolge Richard Wilhelms antreten zu können, der auf dem Sprung nach Europa ist. Als dieses Vorhaben scheitert (der AEPM ernennt 1922 einen anderen Nachfolger), fährt Bohner nach Japan zurück, wo es ihm gelingt, 1922 an der neugegründeten Fremdsprachenhochschule Osaka (heute: Osaka University of Foreign Studies) eine Anstellung als Deutschlehrer und später als Lektor zu bekommen. Es folgen Jahrzehnte einer unspektakulären, aber rastlosen Tätigkeit als Lehrer und Forscher, die Bohner bis ans Ende seines Lebens ausüben wird.

In Tsingdao hatte Bohner auch **Hanna Blumhardt** gekennengelernt, die 1883 geborene zweitjüngste Tochter von Christoph Blumhardt. Sie war schon 1902 nach Tsingdao gekommen, um ihre vier Jahre ältere Schwester bei der Kindererziehung und dann bei der Arbeit an der chinesischen Mädchenschule zu unterstützen. Auch während der gefährlichen Weltkriegs-Jahre mit teilweiser Evakuierung nach Peking und Shanghai bleiben die Schwestern zusammen. Und Hanna Blumhardt bleibt in Tsingdao auch dann, als Richard und Salome Wilhelm 1920 nach Deutschland zurückkehren. Bis 1923 arbeitet sie als Schwester an einem Krankenhaus. In dieser Zeit lernt sie den aus der Kriegsgefangenschaft nach Tsingdao zurückgekehrten Hermann Bohner näher kennen, heiratet ihn im August 1923 in der Christus-Kirche von Tsingdao und folgt ihm nach Japan, wo dieser sich mittlerweile beruflich hatte etablieren können. Gut 40 Jahre sollte Hermann Bohner in Japan tätig sein, unterbrochen nur durch zwei kurze Deutschlandreisen 1929 und 1937. Die Ehe bleibt kinderlos. 1963 mit 79 Jahren erliegt Bohner einem Nervenleiden und wird auf dem Ausländerfriedhof in Kobe beigesetzt. Hanna Blumhardt kehrt nach Deutschland zurück, wo sie in Bad Boll 1971 im hohen Alter von 88 Jahren stirbt.

In seinen gut 40 Jahren in Japan sollte sich Hermann Böhner zu einem herausragenden Vermittler des Japanischen für Deutsche und des Deutschen für Japaner entwickeln. Mehrere Lehrbücher für deutsche Sprache hat er mit auf den Weg gebracht, wichtige wissenschaftliche Arbeiten vorgelegt, dokumentiert in dem noch von ihm selber zusammengestellten bibliographischen Band „Abhandlungen und Veröffentlichungen Ostasien betreffend“ (1955). Vor allem seine Übersetzungen ragen heraus. Sie betreffen Dramen und Erzählungen der damaligen japanischen Gegenwartsliteratur, aber auch die klassische Literatur: „Legenden aus der Frühzeit des japanischen Buddhismus“ oder das „Jinno-Shoto-Ki“, verfasst von Kitabatake Chikafusa (1293- 1354), ein mittelalterliches Werk, das das japanische Gottkaisertum verherrlicht und das 1935, als Böhner es unter dem Titel „Buch von der wahren Gott-Kaiser-Herrschafts-Linie“ herausbringt, neue, politisch durchaus zwiespältige Aktualität gewonnen hatte.

Herausragend dann auch seine Arbeiten zu klassischen japanischen Theater: dem „No“. No“ verdankt sich dem Genie des Priester-Schauspielers Kwan-ami Kiyotsuga (1333 - 1384) und dessen Sohn Motokiyo Seami (1363-1444). Dieser Seami ist mit seinen 60 „No“-Stücke nicht nur ein großer Autor, sondern auch ein großer Schauspieler und zugleich der beste Theoretiker dieser Theaterform. „No“ hatte sich zur Kunstform der aristokratischen Kriegerkaste der Samurai entwickelt, ist eine strenge, hochstilisierte und formalisierte Theaterform, in der lyrische Dichtung, Pantomime, Tanz und Musik als gleichwertige Elemente eine eigentümliche Verbindung eingegangen sind. Böhner investiert viele Jahre Forschung in diese einzigartige japanische Kunstform. Er publiziert nicht nur Arbeiten zu „Gestalten und Quellen des No“ (1955), sondern auch Übersetzungen von Stücken „No. Die einzelnen Stücke“ (1956) und eine „Einführung“ unter dem Titel „No“ (1959). Sie haben in der Erforschung japanischer Kultur Marksteine gesetzt.

So erarbeitete sich dieser Schwiegersohn Christoph Blumhardts über viele Jahre in hingebungsvoller Arbeit einen Ruf als einer der bedeutendsten deutschen Japanologen des 20. Jahrhunderts, ohne dass dies – im Unterschied zu Japan - in Deutschland selber genügend beachtet und gewürdigt worden wäre. „No“ ist denn auch längst nicht so „populär“ wie etwa das „Taoteking“ oder das „I Ging“. Daran hatte auch Bert Brecht nichts ändern können, der in den zwanziger Jahren die Tradition der „No“-Stücke für sein Theater fruchtbar machen sollte, aber auf englischsprachige Vorlagen angewiesen war. Als Böhner mit seinen Übersetzungen in den fünfziger Jahren zur Verfügung steht, hatte die verhängnisvolle Kooperation von

Hitlerdeutschland mit dem japanischem Kaiserreich, die als „Achsenmächte“ viele Nationen in den Abgrund gerissen hatten, für eine geistige und politische Zäsur gesorgt.

Und doch verdient das weitgehend im Stillen entstandene interkulturelle Werk Bohners dieselbe Würdigung wie das Werk des ungleich erfolgreicherer Richard Wilhelm, der es publizistisch und wissenschaftspolitisch ganz anders verstand, die deutsche Öffentlichkeit für seine Welt zu sensibilisieren: die Welt des Alten und des Neuen China. Doch wer Bohner kennenlernen will, beginne mit seiner 1943 erschienenen Schrift „Zen-Worte im Tee-Raum“ (Stichwort im Internet eingeben) und man wird von ihm auf höchst kundige Weise in eine unverwechselbare Welt japanischer Kultur hineingenommen.

Literatur zu Vertiefung:

Karl-Josef Kuschel, *Leben ist Brückenschlagen. Vordenker des interreligiösen Dialogs*, Stuttgart-Ostfildern 2011, Kap.III: Richard Wilhelm (1893-1930). Vom China-Missionar Europas zum Chinas „Missionar“ in Europa.

Ko Watanabe, *Hermann Bohner (1884-1963). Einer der ersten deutschen Japanologen*, in: *Brückenbauer. Pioniere des deutsch-japanischen Kulturaustausches*, Berlin 2005.